

OLIVER  
PÖTZSCH

SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor

DAS MÄDCHEN UND DER  
TOTENGRÄBER

Ein neuer Fall für  
Leopold von Herzfeldt

ulstein

## Der Autor



**Oliver Pötzsch**, Jahrgang 1970, arbeitete nach dem Studium zunächst als Journalist und Filmautor beim Bayerischen Rundfunk. Heute lebt er als Autor mit seiner Familie in München. Seine historischen Romane haben ihn weit über die Grenzen Deutschlands bekannt gemacht: Die Bände der Henkerstochter-Serie sind internationale Bestseller und wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt.

Oliver Pötzsch

# **Das Mädchen und der Totengräber**

Ein neuer Fall für Leopold von Herzfeldt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

Originalausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: [www.zero-media.net](http://www.zero-media.net)

Titelabbildung: © Granger / Bridgeman Images (Stadtansicht);

© FinePic®, München (Engel, Schriftmuster, Glow)

Autorenfoto: © Frank Bauer

E-Book Konvertierung powered by [pepyrus.com](http://pepyrus.com)

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-8437-2670-2

Emojis werden bereitgestellt von [openmoji.org](http://openmoji.org) unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

*Hinweis zu Urheberrechten*

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf

eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.



Für Katrin, meine Sonne, einmal mehr! Weil du immer an mich (und Augustin) geglaubt hast ... Mit dir älter zu werden ist ein täglicher Jungbrunnen!

Und für einen kleinen belgischen Detektiv, dessen erfundene Fälle ich zum Zeitpunkt des Schreibens viel gelesen habe. Das Grande Finale mit der endgültigen Auflösung ist Ihnen gewidmet, Monsieur Hercule Poirot!

*»Zuerst sah ich nichts, die aus der Kammer entweichende warme Luft ließ die Kerzenflamme flackern, aber dann, als sich meine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, sah ich Details des Raums aus dem Staub erscheinen, seltsame Tiere, Statuen und Gold, überall schien der Glanz des Goldes.«*

Howard Carter über die Entdeckung des Grabs des Tutanchamun

# **Dramatis Personae**

## **Wiener Polizeidirektion**

Inspektor Leopold von Herzfeldt

Inspektor Erich Loibl

Oberinspektor Paul Leinkirchner

Oberpolizeirat Moritz Stukart

Julia Wolf, Tatortfotografin

## **Wiener Zentralfriedhof**

Augustin Rothmayer, Totengräber

Anna, ein Waisenmädchen

Der Friedhofsverwalter

## **Wiener Verein für Altertumskunde**

Professor Alfons Strössner

Charlotte Rapoldy, Strössners Tochter

Dr. Clemens Rapoldy, Strössners Schwiegersohn  
Professor Walter Kerfeld, Universitätsdozent  
Dr. Alexander Dedekind, Leiter der Ägyptisch-Orientalischen Sammlung  
Dr. Friedrich Carl Knauer, Direktor des Wiener Tiergartens am Prater  
Carl Rebers, Knauers Assistent  
Professor Eduard Ritter von Hofmann, Leiter des Instituts für Gerichtliche  
Medizin  
Erzherzog Rainer von Österreich, Mitglied des Kaiserhauses

### **Weitere Personen**

Adelheid Rinsinger, Leos Vermieterin  
Die Fette Elli, Besitzerin des Bordells Zum Blauen Dragoner  
Bruno, Türsteher im Dragoner  
Margarethe, eine Freundin von Julia  
Saidrovuni, Häuptling vom Stamm der Matabele  
Eugen Lenz, Tierwärter  
Jurek, Anführer der Kanalstrotter  
Pater Gregor Mayr, Ägyptologe  
Dr. Adolf Landinger, Ägyptologe



# Prolog

Ägypten, irgendwo bei den Ruinenfeldern des alten Theben, im späten  
Frühling des Jahres 1892

Professor Alfons Strössner, hoch angesehener Wiener Gelehrter und weltweit anerkannter Ägyptologe, stolperte über einen getrockneten Kamelfladen, schickte einen Fluch gen Re, den gleißenden Sonnengott, und plumpste vornüber in den Sand.

Die Zunge klebte ihm wie ein trockenes Stück Stoff am Gaumen, unzählige winzige Sandkörner rieselten aus seinen Haaren und juckten in Nase, Ohren und Augen, der weiche Boden unter ihm brannte wie Feuer. Er tastete nach seiner Wasserflasche, trank gierig die wenigen verbliebenen Tropfen, dann setzte er sich auf. Wie konnte er nur so dumm sein, den Weg zu verlieren – als wäre er irgendein versnobter britischer Lord! Um ihn herum breiteten sich endlos Sanddünen aus, eine hinter der anderen, wie Wellen in einem braungelben Meer, dazwischen ragten schroffe Felsen und Berge auf. Irgendwo hinter einem dieser Berge musste die Nekropole von Deir el-Bahari liegen, die er erst vor wenigen Stunden verlassen hatte. Nur wo genau? Vermutlich waren es nur wenige Meilen, doch die Wege durch die Berge waren verschlungen wie ein Labyrinth.

Alfons Strössner hatte die Grabungsstätte verlassen, weil er eine Zeit lang seine Ruhe brauchte. Seit etlichen Wochen schon teilte er sich mit den österreichischen Kollegen ein winziges Zelt – Kollegen, mit denen er es

nicht einmal im großen Hörsaal der Wiener Universität länger ausgehalten hätte, geschweige denn auf knapp zehn Quadratmetern, umgeben nur von dünnen Stoffbahnen und der weiten ägyptischen Wüste. Das Schnarchen und Schmatzen des fetten Pater Gregor Mayr, Adolf Landingers ewig gleiches Lamentieren über das Wetter, die galletriefenden Kommentare seines alten Widersachers Walter Kerfeld ... Er hatte es einfach nicht mehr ertragen.

Dabei waren sie hier einer der größten Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf der Spur, ein Traum für jeden Ägyptologen! Der Fund von Deir el-Bahari galt schon jetzt als Sensation. Ständig kamen neue Mumien zum Vorschein, Schmuckstücke, Amulette, kostbare Statuetten ... Und die einzelnen Forschungsgruppen beharkten sich so eifersüchtig wie Jungfern auf der Suche nach dem besten Ehemann. Jedes Land hatte seine gelehrtesten Fachleute nach Ägypten geschickt, noch war nicht ausgemacht, wer welche Schätze mit nach Hause nehmen durfte, zu Ruhm und Ehre der eigenen Nation.

Der Professor richtete sich auf, setzte den mit Leinen überzogenen Tropenhelm ab und sondierte verzweifelt seine Lage. Sein bockiges Kamel, dieses elende Mistvieh, hatte ihn schon vor über einer Stunde abgeworfen und war davongetrottet. Er war zu Fuß umgekehrt und hatte sich offenbar zwischen den Felsen für die falsche Abzweigung entschieden. Eigentlich konnte der Rückweg nicht weit sein, aber das Gelände war überaus tückisch, durchsetzt von Spalten und weichem, teils hüfttiefem Sand, der einen nach dem Versinken nicht mehr losließ.

Er wusste genau, wenn er jetzt nicht aufpasste, wurde er noch selbst zur Mumie. Hier im heißen Wüstensand verdorrte man schneller als ein fauler Apfel. Schon jetzt machte ihn der Wassermangel leicht benommen. Sollte er um Hilfe rufen? Aber wer würde ihn hier draußen schon hören,

außer ein paar räudigen Schakalen? Warum hatte er nicht wenigstens mehr Wasser mitgenommen? Sein Mund und seine Kehle waren völlig ausgetrocknet, er hatte Mühe, sich zu konzentrieren.

Wütend schleuderte Professor Alfons Strössner seine leere Wasserflasche gegen eine der Felswände. Der blecherne Behälter verursachte ein hallendes Geräusch, das von den Wänden mehrmals zurückgeworfen wurde; etwas klackerte wie eine Murmel, die über mehrere Stufen nach unten sprang.

Der Professor stutzte.

*Über mehrere Stufen nach unten?*

Neugierig stand er auf und näherte sich der Felswand. Tatsächlich tat sich genau dort, wo er die Flasche hingeworfen hatte, ein etwa handbreites Loch auf. Dort musste der Behälter hineingefallen sein ... Strössner kniete nieder und räumte mit wachsender Erregung den Sand zur Seite. Schon bald stieß er auf einen Schacht, der schräg in die Tiefe führte, steile steinerne Treppenstufen verloren sich im Zwielficht. Er vermutete, dass der große Sandsturm vor einigen Tagen den Schacht erst freigelegt hatte, davor mochte der Eingang seit Jahrtausenden verborgen gewesen sein.

Strössners Herz pochte wie wild, seine rechte Hand begann zu zittern – war es die Krankheit, die ihn seit einiger Zeit quälte, oder die Aufregung über die unerwartete Entdeckung? Mit wenigen Schritten hastete er zurück zu seinem Grabungsrucksack, den er im Sand liegen gelassen hatte. Darin befand sich neben einem kleinen Handspaten auch eine Petroleumlampe. Der Professor riss ein Streichholz an, ein zweites ... das dritte endlich entzündete den Docht.

Mit der brennenden Lampe in der Hand stieg er hinunter in den Schacht. Schon nach wenigen Schritten war die Welt über ihm wie ausgeblendet, er tappte durch den Sand, der sich umso höher auf den

Stufen türmte, je tiefer er nach unten gelangte. Schon bald brauchte er den Spaten, um weiter voranzukommen. Durst und Müdigkeit waren verschwunden, er arbeitete wie besessen. Im Dunkel des Schachts stieß das eiserne Blatt schließlich auf etwas Hartes. Strössner wühlte im Sand und zog einen mumifizierten Kopf hervor, gleich darauf eine vertrocknete Hand, die er enttäuscht fallen ließ. Nein, das war keine sorgsam einbalsamierte Mumie, kein Priester oder Pharao, es waren nur die erbärmlichen menschlichen Überreste irgendeines Unbekannten.

*Vielleicht die Leiche eines Grabräubers?*

Der Professor war sich beinahe sicher, dass der Plünderer noch nicht ins Innerste des Grabs vorgedrungen war. Noch fehlten die Totenkammer und auch die sogenannten Scheintüren. Nervös sah Strössner sich nach möglichen Fallen um. Er wusste von ausgefeilten Mechanismen, mit denen die alten Ägypter ihre Gräber schützten, tödliche Apparate und auch Gifte, die noch wenig erforscht waren ... Doch er fand nichts, und so arbeitete er hastig weiter, wühlte mit dem Spaten im tiefen Sand, bis er schließlich auf eine Wand aus gemauerten Ziegeln stieß. Hieroglyphen waren darin eingeritzt. Kein Schaden, nicht einmal ein einziger Kratzer war an der Wand zu erkennen.

Über Strössners sonnenverbranntes Gesicht breitete sich ein Lächeln aus.

*Na also ...*

Im zuckenden Licht der Lampe erkannte der Professor das Zeichen von Osiris, dem Gott der Unterwelt, aber auch das von Thot, dem Gott der Weisheit und Magie, und einige weitere Hieroglyphen, die er auf die Schnelle nicht deuten konnte. Aber eines wusste er jetzt: Das Grab vor ihm war noch nicht geplündert worden. Vielleicht war es ja sogar das Grab

eines noch unbekanntes Pharaos. Damit würde er in die Geschichte eingehen!

Strössner zögerte nur kurz, dann packte er den Spaten mit beiden Händen und stieß ein Loch in die Mauer. Staub stieg in Wolken auf, Sandkörner rieselten, Rinnsalen gleich, in breiten Bahnen an den Schachtwänden hinunter. Der Professor stand nun schon fast bis zur Hüfte im Sand. Unruhig blickte er nach oben, wo durch ein winziges Rechteck, unendlich weit entfernt, die Sonne hereinfiel. Wenn noch mehr Sand herunterkam, würde er hier unten lebendig begraben werden. Vielleicht würden andere Forscher in über hundert Jahren auf seine verdorrte Leiche stoßen, neben der des Grabräubers. Ihn fröstelte.

Jetzt nur nicht aufgeben!

Noch einmal stieß der Spaten gegen die Wand, die nun endlich berstend nachgab. Tonbrocken polterten in die Dunkelheit dahinter. Ein etwa kopfgroßes Loch war entstanden, aus dem ein muffiger, leicht süßlicher Geruch strömte, wie von vertrocknetem Weihrauch – ein Geruch, den der Professor nur allzu gut kannte. Mit bebender Hand tastete er zunächst um das Loch herum, dann leuchtete er mit der Petroleumlampe ins Innere. Ihr flackernder Schein wanderte über die natürliche Felswand dahinter.

*Mein Gott ...*

Es war eine nur hüfthohe, jedoch mit zahlreichen Bildern bemalte Nische, eindeutig eine Totenkammer. Ein einzelner Sarkophag stand darin.

Strössners Hand zitterte jetzt so stark, dass er die Laterne beinahe fallen ließ. Er konnte sein Glück kaum fassen.

*Das Grab, es ist noch völlig unberührt ... Und diese seltsamen Zeichen auf dem Sarkophag, die Zeichen des Thot ... Dazu ein einzelnes aufgemaltes Auge ...*

Ein Zeichen fiel Strössner besonders auf. Es war eine gemalte Hand, die sich ihm mit gespreizten Fingern entgegenstreckte.

Wie eine Warnung.

Während der Professor auf das Wunder vor ihm starrte, bemerkte er nicht, dass der Sand weiter in den Schacht rieselte, Körnchen für Körnchen, Zentimeter für Zentimeter, wie in das untere Glas einer Sanduhr. Das Rieseln ging über in ein Fließen, Strömen, dann, ganz plötzlich, stürzte der Schacht wie eine Woge über ihm zusammen.

Strössner keuchte überrascht auf, er ruderte mit den Armen, schwamm sich frei, nur um noch tiefer begraben zu werden. Aus dem Augenwinkel sah er, wie das Loch zur Totenkammer unter den Sandmassen verschwand, dann seine Laterne, der Grabspaten ... Schließlich konnte er sich nicht mehr bewegen, der Sand stand ihm bis zum Hals. Ein heiserer Schrei, mehr ein Krächzen, entfuhr seiner Kehle. Und ein schrecklicher Gedanke durchzuckte ihn.

*Die Hand ... es war wirklich eine Warnung ... ein Fluch! Eine Falle!*

Ein Pillendreher, ein kleiner schwarzer Käfer, krabbelte direkt vor seiner Nase. Ein weiterer Käfer kitzelte ihn am Ohr, beinahe glaubte Strössner, das Kratzen der Insektenbeine zu hören.

*Scarabaeus sacer*, schoss es ihm durch den Kopf. *Der heilige Pillendreher, mein Todesbote ...*

»Herr Professor, sind Sie das? Sind Sie da unten?«

Im ersten Augenblick glaubte er, seine eigene Stimme zu vernehmen, in der Verwirrung einer beginnenden Ohnmacht. Doch dann wurde ihm bewusst, dass die Stimme von weiter oben kam, von dorthier, wo das Licht als winziger Strahl zu ihm herunterdrang. Es war die schneidende Stimme seines Widersachers Walter Kerfeld. Nie hätte Alfons Strössner gedacht, einmal so froh zu sein, sie zu hören.

Er keuchte, hustete, spuckte Sand. »Bin ... verschüttet ...«, brachte er schließlich hervor.

»Um Himmels willen, Herr Professor! Wir haben Sie überall gesucht! Der Jungfrau Maria sei Dank, meine Gebete sind erhört worden!« Das war eindeutig Pater Gregor Mayr. Nun meinte der Professor auch, oben in dem Lichtfleck einzelne Gesichter ausmachen zu können. Pater Gregor, Walter Kerfeld, die graue, eingefallene Visage Dr. Adolf Landingers ... Die Kollegen hatten einen Suchtrupp gebildet und ihn in letzter Sekunde entdeckt.

»Ein Seil!«, rief Strössner. »Schnell!«

Unter schier übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, die Arme aus dem Sand zu ziehen. Als das Seil schließlich vor seinen dreckverklebten Augen baumelte, griff er danach, schlang es um seine Brust und ließ sich hochziehen. Oben angekommen, spuckte er Sand aus, würgte, schüttelte sich. Die drei Männer starrten ihn an, als wäre er soeben der Unterwelt entronnen.

Professor Alfons Strössner nahm die Wasserflasche, die ihm gereicht wurde, und trank gierig, dann musterte er jeden einzelnen seiner Kollegen eindringlich. Noch während er sich die letzten Sandkörner aus den Augenwinkeln wischte, hob er mit leiser, heiserer Stimme zu sprechen an.

»Meine Herren, was ich Ihnen jetzt erzähle, bleibt unter uns. Ich habe ein intaktes Grab gefunden, ein jahrtausendealtes Wunder! Und ich habe nicht vor, es mit den Briten, Franzosen oder gar den Piefkes zu teilen. Geschweige denn mit irgendwelchen Kameltreibern. Dieses Grab ist eine Sensation, und es gehört Österreich! Kann ich mich auf Ihr Ehrenwort als Bürger unseres Landes verlassen?«

Sie alle nickten schweigend, und der Pakt war geschlossen. Nur Walter Kerfeld warf ihm einen misstrauischen Blick zu, aber er sagte nichts.



Dann begann Professor Alfons Strössner, flüsternd von seiner Entdeckung zu erzählen.

Keiner der Anwesenden ahnte, dass sich ihr spektakulärer Fund am Ende als ihrer aller Untergang erweisen würde.

# Kapitel 1

Zwei Jahre später in Wien, Mitte Mai 1894, abends im zwölften Bezirk

»Drei, zwei, eins, jetzt!«

Das Gemisch aus Magnesium, Kaliumchlorat und Schwefelantimon entzündete sich mit einem lauten Knall, es zischte und rauchte, und für einen kurzen Augenblick erstrahlte der düstere Lagerschuppen überirdisch hell. Die leuchtende Aura war beinahe kreisrund, eine Glocke aus Licht. Julia kam es immer noch wie ein Wunder vor, dabei wusste sie, dass dieses Wunder nichts weiter war als eine chemische Reaktion. Simple moderne Technik, ebenso wie der Fotoapparat in ihren Händen, eine sündhaft teure Goldmann mit Weitwinkelobjektiv und Stativ. Im selben Moment, als sie das Kommando gegeben hatte und der ängstliche Wachmann neben ihr das Pulver zündete, hatte sie den Auslöser gedrückt. Die Blende hatte sich geöffnet, das Licht war auf die mit Silberbromid bestrichene Platte dahinter gefallen, auf der die Szene nun festgehalten war: die mit Spinnweben verhangenen Fenster, die umgefallenen Farbkanister auf dem festgetretenen Leimboden, die vielen Glasscherben und zerbrochenen Flaschen in den Regalen, das Blut, das sich schwarz auf der Fotoplatte abzeichnete ... Vor allem aber der junge Bursche, der mit weit ausgebreiteten Armen und schreckgeweiteten Augen vor ihr auf dem Rücken lag, beinahe wie der Heiland.

Allerdings hatte der Heiland hier im zwölften Bezirk keine Hosen an, und er war mehr als nur beschnitten.

»Was für eine gottverdammte Sauerei«, brummte Inspektor Erich Loibl. »Schlimmer als drüben im Schlachthof Sankt Marx. Na ja, dafür riecht es hier besser.«

Der Schuppen, in dem sie sich befanden, gehörte zu einer Färberei, der schwach ätzende Geruch von Bleichmitteln lag in der Luft, der von den umgefallenen Blechkanistern herrührte.

Schweigend schraubte Julia die Kamera vom Stativ, wobei sie versuchte, nicht allzu sehr zu zittern. Sie wusste, dass das halbe Dutzend Männer im Raum sie aufmerksam musterte. Bei einem ihrer ersten Einsätze, einer Beziehungstat im zehnten Bezirk, hatte sie sich übergeben müssen. Der Täter hatte seine Frau mit dem Hammer erschlagen, das Mordwerkzeug steckte noch im Schädel. Sofort hieß es, dass Weibsbilder für derlei polizeiliche Tätigkeiten nicht geeignet seien, zu dünnhäutig, zu weinerlich – dabei hatten auch zwei gestandene Wachmänner gespieben. Aber bei ihr sah man eben immer genauer hin.

»Sind Sie fertig, ja?«, fragte Loibl, der unmittelbar hinter ihr stand. Sein wässriger Blick wanderte gelangweilt durch den Raum. Trotz des beißenden Gestanks bemerkte Julia bei Loibl eine leichte Fahne. Vermutlich hatten sie den diensthabenden Inspektor in irgendeinem Beisl aufgestöbert, wo er sich bereits in den Feierabend getrunken hatte. Loibl sah aus, als wollte er dorthin auch schleunigst wieder zurückkehren.

»Ich würde gerne noch ein paar Nahaufnahmen machen«, sagte Julia. Sie wechselte das Objektiv und ging in die Hocke, wohl wissend, dass einige der Männer auf ihren Hintern starrten. An der Rückseite der Kamera stellte sie die Entfernung ein, dann wandte sie sich an den Wachmann, der noch immer mit dem seltsamen Apparat hantierte –

einem Kautschuk-Blasebalg, dessen Schlauch an einer brennenden Kerze befestigt war. Ein kleiner Taschenspiegel diente als Reflektor. Sie hatte die Vorrichtung für das Blitzlicht selbst konstruiert.

»Sind Sie bereit?«, fragte Julia.

Der Wachmann nickte mürrisch, dann drückte er erneut den Blasebalg. Noch einmal zischte und rauchte es, als das Pulvergemisch in einer feinen Wolke die Kerzenflamme erreichte. Grelles weißes Licht fiel für wenige Augenblicke auf die Leiche.

Der Tote war nicht älter als siebzehn oder achtzehn, gekleidet in ein zerschlissenes, arg zerlöchertes Hemd, das nass und rot von Blut war. Darunter zeichneten sich mindestens ein Dutzend Messerstiche ab. Man hatte den Burschen abgestochen wie eine Ratte. Julias Blick streifte den Unterleib, wo der Tote splitternackt war. Wegen des vielen Bluts war nicht viel zu erkennen, doch es war klar, dass dem Jungen etwas sehr Wichtiges fehlte. Dort, wo der Hodensack sein sollte, klaffte eine Lücke im Fleisch, auch der Penis war abgeschnitten, stattdessen hingen dort nur noch ein paar Sehnen.

Ihr wurde übel. Sie drehte sich zur Seite und stellte die Kamera auf den Boden. Dabei konnte sie förmlich spüren, wie die Wachmänner sie mit ihren Blicken abtasteten, gierig und aufmerksam wie Raubtiere. In der Eile hatte Julia ihre Kleidung nicht gewechselt. Sie trug noch immer das lindgrüne, eng anliegende Abendkleid, das der dünne Mantel nur notdürftig verdeckte. Eigentlich hatte sie mit Leo an diesem Samstag vor Pfingsten ausgehen wollen, doch daraus wurde jetzt wohl nichts.

»Alles in Ordnung, Fräulein Wolf?«, fragte Loibl, und es klang beinahe teilnahmsvoll, aber eben nur beinahe. »Reicht es jetzt mit den Aufnahmen?«

»Ich sage Ihnen schon, wenn ich fertig bin. Blitzlicht bitte.«

Noch dreimal knallte, zischte und rauchte es, erst dann war Julia zufrieden. »Das dürfte es gewesen sein.« Sie nickte mit schmalen Lippen und packte die Goldmann-Kamera in den dazugehörigen Holzkasten. »Wer in Gottes Namen macht so was?«, murmelte sie, mehr zu sich selbst. »Und warum?«

»Wenn Sie ein Mannsbild wären, wüssten Sie es. Ein Mann ohne Zumpferl und Eier, das ist eben kein Mann mehr.« Loibl schob den Bowler in den Nacken. Sichtlich angeekelt deutete er auf die Leiche, die vom flackernden Schein der Starklicht-Petroleumlampen angestrahlt wurde. »Schauen Sie sich das hübsche Büblein doch an. Das ist ohne Zweifel ein Stricher. Ich vermute, er hat im falschen Revier gewildert, wahrscheinlich mehrmals. Und irgendein Oberstrizzi hat dafür gesorgt, dass das eben nicht mehr passiert. Und dass auch kein anderer auf eine ähnliche Idee kommt.« Er wies auf die Scherben und die umgefallenen Kanister. »Sie holen ihn sich auf der Straße, schleppen ihn hier rein, ein kurzer Kampf, und aus ist's mit dem Hinternwedeln. Das Geschäft mit der Liebe ist hart. Drüben im Prater bekommt man die Bürscherl schon für ein paar Groschen, manche von denen sind noch nicht mal vierzehn. Vielleicht wollte der Bub hier sich auch unabhängig machen, und sein Strizzi hatte was dagegen. So genau werden wir das wohl nie erfahren.«

»Also eine Warnung an andere Stricher?«, fragte Julia. »Hm ...«

Sie sah sich den Toten noch einmal an. Er hatte ein einnehmendes, fast feminines Gesicht. Jetzt fiel ihr auch auf, dass er ein wenig Rouge auf den Wangen trug, auf den Lippen befanden sich Reste von verschmiertem Lippenstift, eine neue Mode, die erst durch die französische Schauspieler-Diva Sarah Bernhardt so richtig populär geworden war. Der Junge sah aus wie eine kaputte Puppe, die man auf den Sperrmüll geworfen hatte.

»Eine ziemlich wirksame Warnung, wenn Sie mich fragen«, sagte Loibl. »Ich hab so was schon mal gesehen, drüben in der Leopoldstadt, gleich beim Prater, ist schon länger her. Die Frage ist, ob sie ihm sein Allerheiligstes abgeschnitten haben, *bevor* sie ihn abstachen, oder erst danach. Zugegeben, kein schöner Anblick, aber auch nicht ekliger, als wenn's zwei Mannsbilder wie die Hunde miteinander treiben. Oder was meinen Sie, Fräulein?«, fügte der Inspektor augenzwinkernd hinzu.

»Wie Sie schon sagten, damit haben Sie als Mannsbild mehr Erfahrung«, entgegnete Julia und packte ihre Fotoplatten ein.

Der heruntergekommene Lagerschuppen lag in Meidling, im zwölften Bezirk. Wenn man genau hinhörte, konnte man das Plätschern des Wienflusses vernehmen, der direkt hinter dem Haus die ätzenden Chemikalien der benachbarten Färberei wegspülte. An manchen Tagen war das Wasser rot wie Blut. Die Gegend war nicht ungefährlich, ein Arbeiterbezirk, geprägt von auffälligen Werkstätten, Fabriken, Gerbereien und düsteren Mietskasernen, wo die Menschen im Dutzend in engen Zimmern vegetierten. Einer der Nachbarn hatte Lärm gehört und nach dem Rechten gesehen, nur eine halbe Stunde später waren die Wachmänner und Inspektor Loibl vom Wiener Sicherheitsbüro da gewesen.

Julia war kurz darauf gekommen. Der Anruf hatte sie erreicht, als sie eben mit Sisi beim Abendbrot saß, fertig gekleidet zum Ausgehen. Sie hatte ihrer Tochter einen Kuss gegeben, sie in die Arme der Fette Elli gedrückt und war mit Kamera und Stativ hierhergeeilt.

Hätte sie gewusst, was sie erwartete, hätte sie auf das Abendbrot lieber verzichtet.

»Wann können wir die Bilder haben?«, fragte Loibl, der gelangweilt an einem Zahnstocher kaute. Er war einer der wenigen Polizeiagenten aus der

Wiener Polizeidirektion, der nicht ständig rauchte. Loibl trug einen buschigen Walrossschnauzer und war hager wie eine Bohnenstange, ganz im Gegensatz zu seinem direkten Vorgesetzten Oberinspektor Paul Leinkirchner, einem bulligen Bluthund von Polizisten. Julia war erleichtert gewesen, dass Loibl und nicht Leinkirchner am Tatort war. Leinkirchner hätte schon das kleinste Zittern bei ihr bemerkt und sie sofort vor den anderen bloßgestellt. Dagegen war Erich Loibl beinahe sanftmütig.

»Ich bringe Ihnen die Aufnahmen am Montag vorbei, in Ordnung?«, sagte Julia.

»Das dürfte reichen.« Loibl nickte. »Der Fall ist ja eigentlich klar.« Er schob den Zahnstocher von einem Mundwinkel in den anderen. »Weiß sowieso nicht, warum jetzt plötzlich alles fotografiert werden soll. Wir ersticken doch ohnehin schon in den Akten! Ich werde ein paar Leute in der Gegend ausschicken, irgendeiner der Stricherbubis wird schon plaudern. Diese Schwuchteln sind gesprächiger als ein Wiener Kaffeekränzchen im Sperl.« Er lachte trocken, wobei er fast seinen Zahnstocher verschluckte.

Julia schwieg, klappte das Stativ aus Eschenholz zusammen und steckte es in die dazugehörige Stofftasche. Sie würde sich auf keine Diskussion mit dem Inspektor einlassen, weil sie dadurch möglicherweise ihre Stellung gefährdete. Sie brauchte das Geld, auch für Sisi. Die Arzneien verschlangen Unsummen.

Julia glättete ihr Kleid und rückte den Hut gerade, dann nahm sie Stativ und Koffer auf. Nach einem letzten Blick auf die übel zugerichtete Leiche wandte sie sich Loibl zu. »Wenn Sie mich dann nicht mehr brauchen ...?«

Der Inspektor befand sich bereits im Gespräch mit einem Wachmann im dunkelgrünen Waffenrock, dem er gerade weitere Instruktionen gab. Er sah nur kurz auf. »Nein, das wäre alles, Fräulein Wolf. Wir warten noch auf



den Untersuchungsrichter. Jetzt beginnt die eigentliche Arbeit, das ist Männersache.«

Julia ging zum Ausgang, als Loibl mit Blick auf ihr Abendkleid noch etwas hinterherrief. »Ach, vielleicht sollten Sie vor Ihrem Rendezvous noch ein wenig Rouge auftragen. Sie wirken ein wenig blass um die Nase. Einen schönen Abend noch!«

Ein paar der Männer lachten, und Julia verließ schweigend den Schuppen.

Draußen war es mittlerweile dunkel geworden, es mochte auf acht Uhr abends zugehen. Die Luft war warm, und selbst hier im nach Bleichmitteln und Beize stinkenden Meidling, nahe der Wienkloake, roch es nach dem nahenden Sommer.

*Ein Sommer, den der Junge dort drinnen nicht mehr erleben wird,* dachte Julia. Ihr fiel ein, was Loibl vorhin gesagt hatte.

*Die Frage ist, ob sie ihm sein Allerheiligstes abgeschnitten haben, bevor sie ihn abstachen, oder erst danach ...*

Trotz der warmen Brise fröstelte sie. Möglicherweise war es ja doch noch nicht zu spät, mit Leo auszugehen. Das würde sie zumindest auf andere Gedanken bringen.

Eine Pferdetrampway näherte sich klingelnd. Julia wartete, bis die Waggons an der nahe gelegenen Station hielten, und stieg mit Koffer und Stativ ein. Zwischen den vielen schwitzenden, von der Arbeit sichtlich erschöpften Menschen hielt sie sich an dem Halteseil fest, schloss die Augen und versuchte, nur an ihre Tochter zu denken. Vermutlich schlief Sisi schon fest und träumte etwas Schönes.

Julia ahnte, dass ihre eigenen Träume in dieser Nacht nicht ganz so schön werden würden.

...

Müde rieb sich Leo die Augen und bemühte sich, trotz des dichten Zigarrenqualms seine handgeschriebenen Notizen zu entziffern.

»Blut, werte Kollegen, sieht meist nicht so aus, wie es die Schriftsteller in den billigen Kriminalromanen beschreiben«, setzte er seinen Vortrag fort, wobei er versuchte, wacher zu klingen, als er sich fühlte. »Es ist ein ganz besonderer Saft, wie schon der gute alte Goethe sagte. Wie Sie vermutlich aus eigener Erfahrung wissen, kann Blut jede erdenkliche Farbe annehmen, je nach Trocknungsgrad. Von Rostrot über Braun bis hin zu Grün-Gelblich ...«

Er räusperte sich und sah auf. Die zwei Gaslampen an der Holzvertäfelten Decke hatten sichtlich Mühe, sich durch den Tabakrauch zu kämpfen. Beim Blick auf die etwa zwei Dutzend Polizeianten vor ihm war Leo sich plötzlich nicht mehr sicher, ob diese Kollegen wirklich schon einmal Blut gesehen hatten. Die meisten von ihnen waren noch ziemlich jung, sie hatten erst letztes Jahr ihr Jusstudium beendet und vor Kurzem als frischgebackene Polizeianten den Dienst in der Wiener Polizeidirektion angetreten. Alle sahen aus, als ob sie aus gutem Hause kämen und weitaus mehr von Pferdederbys, Frauen und teuren Zigarren verstünden als von Mord und Totschlag – typische verwöhnte Akademikersöhnchen eben, wie Leo insgeheim dachte.

*So wie ich. Bis auf den Mord und Totschlag ...*

»Oft wird das Mordwerkzeug sorgfältig abgewaschen, doch das Blut bleibt an unsichtbaren Stellen kleben«, ergänzte Leo seine Ausführungen. Von seinem Pult hob er einen der Gegenstände hoch, die er zuvor noch aus der Asservatenkammer besorgt hatte. »Mit diesem Taschenmesser erstach ein Fleischer aus dem sechzehnten Bezirk letztes Jahr im Streit einen

Kollegen in der Mittagspause. Er reinigte das Messer sorgfältig. Als die Sachverständigen es untersuchten, fanden sich dennoch winzige Blutreste unter dem Griffholz. Der Mann gestand daraufhin. Auch lässt sich bei Blutspritzern an Wänden leicht feststellen, ob es sich um arterielles oder venöses Blut handelt, und ebenso, wo die Leiche gelegen hat und ...«

Jemand kicherte, und Leo stockte in seiner Rede. In der letzten Reihe schob ein junger Mann einem anderen eben einen Zettel zu.

»Dürfte ich erfahren, was so lustig an meinem Vortrag über Blut ist?«, fragte Leo.

Der Angesprochene, ein semmelblonder Bursche mit frisch ausgeheiltem Schmiss auf der Wange, ließ den Zettel hastig unter der Bank verschwinden. »Verzeihung ...«, murmelte er. »Es ist nichts Wichtiges ...«

»Wie schön. Wenn es nichts Wichtiges ist, dann haben Sie ja sicher Zeit, nach vorne zu kommen und mir bei der Beweisaufnahme zu helfen.« Leo machte eine auffordernde Handbewegung, und unter dem hämischen Gepruste seiner Kollegen machte sich der Bursche auf den Weg zum Pult. Unwillkürlich wurde Leo bewusst, dass er sich gerade genauso anhörte wie früher seine senilen Grazer Professoren im Jusstudium. So weit war es also schon mit ihm gekommen!

Er atmete tief durch. Von vornherein hatte er geahnt, dass dieser Vortrag eine Schnapsidee war. Doch Oberpolizeirat Moritz Stukart, der neue Chef des Wiener Sicherheitsbüros, hatte ihn höchstpersönlich darum gebeten. Vor gut einem halben Jahr war Leos ehemaliger Mentor, der Grazer Untersuchungsrichter Hans Gross, nach Wien gekommen, um in der Polizeidirektion eine Vortragsreihe zu halten. Gross' gerade erst veröffentlichtes »Handbuch für Untersuchungsrichter« war ein Meilenstein in der modernen Kriminalistik, doch das war in Wien offenbar noch nicht angekommen. Vielleicht hatte das auch mit der monotonen, ja,

einschläfernden Art zu tun, mit der Gross seine Vorträge üblicherweise hielt. Von Leo hatte sich Oberpolizeirat Stukart ein wenig mehr Feuer versprochen.

*Aber das hier ist nicht mal ein Glimmen*, dachte Leo.

Während der Blonde mit dem Schmiss gemächlich durch die Tischreihen schlenderte, sah sich Leo in dem lang gezogenen Raum um. Stukart hatte ihm Saal V. 3. 1. im dritten Stock zugewiesen, wo tagsüber größere Sitzungen stattfanden. Mit zwei Dutzend Teilnehmern war der Saal bereits restlos überfüllt, die Kollegen saßen teils zu viert an den kleinen, wackligen Tischen. Außerdem konnte man vor lauter Zigarrenqualm fast nichts mehr sehen, geschweige denn atmen. Leo zählte insgesamt sechs überquellende Aschenbecher. Hinzu kam, dass es bereits nach acht Uhr abends war, und das an einem Samstag. Auch er selbst hatte Mühe, ein Gähnen zu unterdrücken. Die jungen Kollegen hatten wie er einen langen Tag gehabt, sie wollten trinken, feiern, mit ihren Freundinnen tanzen – und nicht den verstiegenen Vorträgen irgendeines dahergelaufenen Grazer Schnösels lauschen. Noch dazu, wenn dieser Schnösel wie ein Piefke redete.

»Schauen Sie sich diese Axt an«, sagte Leo, als der junge Kollege endlich bei ihm am Pult angelangt war. Er drückte ihm die Axt in die Hand. »Sie erscheint auf den ersten Blick sauber. Oder sehen Sie irgendwo Flecken?«

Der Bursche drehte die Axt hin und her, schließlich deutete er auf einen winzigen Punkt an der Schneide. »Hier«, verkündete er gelangweilt.

»Und wenn es Rost ist?«, gab Leo zu bedenken.

»Hm ...« Der Blonde wiegte den Kopf. »Tja, dann weiß ich auch nicht ...«

»Herr Kollege, Sie sollten eigentlich aus dem Jusstudium wissen, dass wir dank der Van-Deenschen-Probe Blut mittlerweile zweifelsfrei

analysieren können, auch wenn es alt und eingetrocknet ist. Man nutzt dafür die Erkenntnis, dass der Blutfarbstoff Hämoglobin ...«

Leo brach ab, als sich die Tür öffnete und ein weiterer Besucher den Saal betrat. Zu Leos großer Überraschung war es Oberinspektor Paul Leinkirchner, sein Vorgesetzter. Leinkirchner zwängte seinen bulligen Körper auf einen der letzten verbliebenen Plätze und nickte Leo zu. »Fahren Sie nur fort, Herr von Herzfeldt«, brummte er. »Ich bin ganz Ohr.«

»Äh, dass Hämoglobin ... die ... die Fähigkeit besitzt, Sauerstoff zu binden«, stotterte Leo, der Leinkirchners plötzliches Erscheinen nicht so recht einordnen konnte. »Versuche mit der westindischen Guajakpflanze haben gezeigt, dass Auszüge von derselben sich blau färben, wenn sie mit Blut in Verbindung kommen, und ...«

»Mit welchem Blut?«, unterbrach Oberinspektor Leinkirchner Leos Vortrag plötzlich. Er lehnte sich lässig zurück und spielte mit der silbernen Uhrkette an seiner Weste.

Leo stockte. »Wie meinen?«

»Na ja, ich fragte, mit *welchem* Blut.« Leinkirchner deutete auf die Axt in den Händen des jungen Kollegen. »Das da ist ein Metzgerbeil. Wie wollen Sie ausschließen, dass es sich nicht um das Blut eines Kalbs oder eines Lämmchens handelt? Oder wäre das auch schon Mord? Aber ich wollte Sie nicht in Ihrer Beweisführung unterbrechen, Herr Kollege, fahren Sie fort.«

Einige der jungen Männer kicherten, und Leo biss sich auf die Lippen. Leinkirchner hatte ins Schwarze getroffen. Zwar konnte man mittlerweile eindeutig Blut von anderen Stoffen wie Rost, Schimmel oder Speichel mit Kautabak unterscheiden. Es gab aber nach wie vor keine Möglichkeit herauszufinden, von welchem Lebewesen es genau stammte. Es konnte

das Blut eines Menschen sein, aber auch das eines anderen Säugetiers, ja, sogar das eines Vogels.

»Der Unterschied liegt in der Größe der Blutzellen«, wagte Leo einen lahmen Versuch. Er ordnete seine Notizen. »Wenn das Blut noch frisch ist, lässt sich möglicherweise ein Hinweis auf Menschenblut finden. Unter dem Mikroskop ...«

»Aber das Blut ist nicht frisch. Haben Sie das nicht selbst vorher noch gesagt? Es ist alt und vertrocknet. Ich denke, vor der Tür so etwas gehört zu haben.« Leinkirchner steckte sich eine Zigarre an, an der er genüsslich paffte. Immer mehr gewann Leo den Eindruck, dass Leinkirchner nur gekommen war, um seinen Vortrag zu sabotieren. Außerdem schien er auch noch gelauscht zu haben.

*Das würde ihm durchaus ähnlichsehen ...*

»Ich bin mir sicher, dass wir bei der Blutanalyse kurz vor einem Durchbruch stehen«, sagte Leo knapp. »Schon bald werden wir mit absoluter Sicherheit Tier- von Menschenblut unterscheiden können. Und wer weiß, vielleicht findet sich sogar irgendwann eine Möglichkeit, das Blut eines Menschen von dem eines anderen zu unterscheiden.«

»Oh, das ist sicher, dass *Ihr* Blut nicht in den Adern von unsereinem fließt«, entgegnete Leinkirchner.

Leo zuckte zusammen. »Was wollen Sie damit sagen, Herr Oberinspektor?«

»Ziehen Sie Ihre eigenen Schlüsse, Herr von *Herzfeldt*. Sie sind doch ein so kluger Kriminalist.«

Ein eisiges Schweigen legte sich über den Raum. Leo sah, dass einige der Kollegen verstohlen grinsten, auch der Blonde mit dem Schmiss, der noch immer mit dem Beil vorne am Pult stand und ausgiebig seine Schuhspitzen betrachtete. Es war ganz offensichtlich, was Leinkirchner

mit seinen Worten eben gemeint hatte. Leo wusste das, und all die jungen Männer hier im Raum auch.

Er wollte gerade etwas entgegnen, als Leinkirchner seine Taschenuhr aufklappte.

»Schon nach acht Uhr. Ich denke, Sie sollten Ihren Vortrag vielleicht doch an einem anderen Tag fortsetzen, Herzfeldt. Ich bin ohnehin gekommen, um Sie abzuholen.«

»Abholen? Wofür?« Leos Stimme zitterte. Doch er würde sich nicht die Blöße geben, sich vor den jungen Kollegen mit Leinkirchner anzulegen. Dabei konnte er nur verlieren.

»Oberpolizeirat Stukart will uns beide sehen«, sagte Leinkirchner.

»Jetzt noch?«, fragte Leo verwundert.

»Wien schläft nicht. Und gemordet wird immer.« Paul Leinkirchner stand auf und ging zum Ausgang. »Ach, und lassen Sie die Axt hier, Herzfeldt. Bevor noch ein Unglück geschieht.«

Als Leo an den feixenden Kollegen vorbei dem Oberinspektor nach draußen folgte, fiel sein Blick auf eine der hinteren Bänke. Dort lag der Zettel, den der junge Blonde mit dem Schmiss vorher herumgereicht hatte. Es sah fast so aus, als hätte er ihn absichtlich dort liegen lassen. Der Zettel zeigte ein schlampiges, hastig hingeschmiertes Porträt von Leo.

Mit einer großen Hakennase.

Draußen im Gang schwiegen sie beide. Leinkirchner ging ein paar Schritte voraus, sodass Leo den Kollegen ausgiebig von hinten betrachten konnte. Der Oberinspektor war ein massiger Kerl, mit Glatzkopf und breiten Schultern. Er war bereits Mitte vierzig, ein erfahrener Kollege, der aus einfachen Verhältnissen stammte und sich nach oben geboxt hatte, bis



zum Posten eines Oberinspektors im berühmten Wiener Sicherheitsbüro. Er hinkte leicht, was seinem Gang etwas mürrisch Schlurfendes verlieh. Vom ersten Tag an hatte Leinkirchner Leo nicht leiden können. Das lag sicher auch daran, dass Leo so ziemlich das Gegenteil von ihm war. Jung, adrett, gut gekleidet – eben ein Schnösel aus Graz, der noch dazu Hochdeutsch sprach. Dagegen wirkte Paul Leinkirchner, im schlabbrigen Mantel und mit einer schlecht verheilten Narbe auf der Wange, beinahe selbst wie ein Verbrecher. Umso erstaunlicher war es, dass Leinkirchner Leo vor einem halben Jahr in seine Abteilung geholt hatte. Es gab durchaus Tage, an denen sie, beide Experten ihres Fachs, professionell zusammenarbeiteten. Doch dann kam es wieder zu unangenehmen Szenen wie gerade eben.

Mittlerweile hatten sie das Ende des langen Gangs erreicht. Stukarts Büro befand sich ganz hinten auf der rechten Seite. Ein Emailschild an der Tür machte den Besucher darauf aufmerksam, mit wem er es hier zu tun hatte.

*Moritz Stukart, Oberpolizeirat, Leiter Sektion II, Sicherheitsbüro*

Für nicht wenige Kollegen kam Stukart gleich nach dem Wiener Polizeipräsidenten und damit noch vor dem lieben Gott. Es gab sogar Leute, die behaupteten, es sei Stukart egal, wer *unter* ihm Polizeipräsident oder Gott war. Als neuer Chef des Sicherheitsbüros war er seit einigen Monaten der Herr über Mord und Totschlag – und von beidem gab es in Wien reichlich.

Leinkirchner klopfte an, ein schneidiges »Herein!« erklang.

Als sie den Raum betraten, fiel Leo einmal mehr auf, wie sehr der Herr Oberpolizeirat das Büro in nur kurzer Zeit in seinem eigenen Stil gestaltet hatte, ein Sinnbild von Akkuratess und Ordnung: Ein großer aufgeräumter Schreibtisch, einige makellos geputzte Aktenschränke, eine